

# Waldenburger Zeitung

Kernsprecher 3

(Waldenburger



Wochenblatt)

Fernsprecher 3

Publikationsorgan

der städtischen Behörden von Waldenburg, sowie von  
Amts- und Gemeindevorständen des Kreises Waldenburg.  
Postcheckkonto: Breslau Nr. 10073. Konto bei: Stadtbank  
Waldenburg, Waldenburger Handels- und Gewerbebank,  
Bankhaus Eichhorn & Co., Communalfürsorgebank.

Ercheint täglich

mit Ausnahme an den Sonn- und Feiertagen.  
 Bezugspreis vierteljährlich 12.60, monatlich 4.20 Mk. frei Haus  
 Postabonnement 14.40 Mk. Preis der einpaltigen Petit-  
 zeile für Inserenten aus Stadt und Kreis Waldburg  
 75 Pfg., von auswärts 1.00 Mk., Reklameteil 2.50 Mk.

# Deutsch-polnische Ordnungs-Auschnitte für Oberschlesien.

## Zwei Steueransätze.

Von Dr. Georg Botthoff (München).

Da alle deutschen Gaue zurzeit von den Folgen der neuen Feuerungsstelle widerhallen, dürfte es weite Kreise interessieren, zu erfahren, wie ein erfahrener Wirtschaftspolitiker sich die Gesundung unserer Steuerverhältnisse denkt, die für die Feuerung mitverantwortlich gemacht werden. Wir geben den Aufsatz wieder, ohne uns mit jenem Inhalt in jeder Beziehung einverstanden zu erklären. D. Red.

D. Red

Die Reichsregierung wird kaum gehofft haben, daß die Kritik war, bis ihr Programm in allen Einzelheiten der Steuerpläne vorliegt. Dessen Bedarf es nicht, denn auch schon auf Grund der bekanntgegebenen Skizzen läßt sich mit absoluter Sicherheit sagen, daß dieses neue Steuerprogramm genau so Mißsto machen wird, wie das bisherige gemacht hat. Denn von glattem Fiasco darf man doch wohl reden, wenn das Defizit eines Staatshaushaltes nach der Steuervermehrung größer ist als vorher. Das ist der Fall und wird wieder der Fall sein. Denn beide Gruppen neu vorgeschlagener Steuern leiden an einem Grundfehler, der ihren Erfolg von vornherein in Frage, nein, man kann sagen: der ihren Mißerfolg außer Frage stellt.

Die zahlreichen umfassenden indirekten Steuern müssen eine Verteuerung, damit eine Geldentwertung herbeiführen, die nicht nur für die Volkswirtschaft, sondern auch für den Fiskus (das ist bekanntlich zweierlei) leicht mehr ausmachen könnte als die Stouereingänge. Es würde der Regierung gehen, wie es den Arbeitern und Angestellten geht, die mit Lohnsteigerungen die Teuerung auszugleichen streben. Je höher die Lohnsumme steigt, desto geringer ist ihre Kaufkraft, denn die Preise steigen infolge der Einkommenvermehrung der Massen stärker als diese. Sie gewinnen immer größeren Vorsprung, je höher sie ihr Einkommen zu schrauben vermögen. Was nützen uns Steuern, die durch Teuerung, durch Lohn erhöhungen und Wertverfälschungen nicht nur die Reichsverwaltung teurer machen, sondern auch unsere Verschuldung an die Feinde automatisch erhöhen. Heute ist die Goldmark etwa zehn Papiermark. Was nützen ein paar Duzend Milliarden Papiermark mehr in der Reichskasse, wenn künftig fünfzehn hingegeben werden müssen, um eine Goldmark Schulden zu decken?

Die großen Befizabgaben aber haben den Fehler, daß sie nicht bezahlt werden, genau wie die Kriegsteuer und das Reichsnotopfer nicht bezahlt worden sind — wenigstens nicht annähernd in dem Maße, in dem das Gesetz es wollte. Man hat Schätzungen herausgerechnet, daß die Notabgaben bis zu 150 Proz. des Vermögens verschlingen; man zeige einen Bürger, der auch nur 50 Proz. bezahlt hat! Die Kriegsgewinne sind reiflos bis höchstens 185 000 Mark weggesteuert; man sehe sich die Kriegsgewinner an, die ihre Millionen nur nach Dutzenden zählen. Solange die Geldentwertung fortschreitet, solange alle Besitzer realer Werte die Preise dafür beliebig in die Höhe treiben können — und das können sie, solange unsere Valuta noch schneller fällt, als der

Preisdurchschnitt im Inlande steigt — solange gibt es nur ein Mittel für den Staat, sich einen bestimmten Anteil am Besitze aller reichen Einzelnen zu verschaffen. Er darf sich nicht mit fiktiven Werten abspelsen lassen, mit industriellen Papieren, die durch den Steuerworgang selbst unwertbar werden, sondern er muß den Anteil in Natur nehmen. Von dem Grundbesitzer Land, von den Fabriken Anteile, von den Gesellschaften Aktien, Kuxe usw. Was beim Reichsnotopfer schon von den Volkswirten vergeblich empfohlen wurde, muß jetzt verwirklicht werden. Denn das Scheitern des verpfauschten Notopferplanes kann nicht krasser bewiesen werden als durch sein Aufgeben im neuen Steuerprogramm.

Wenn man aber Geldsteuern erheben will, so darf man neben einigen kräftigen Zugusssteuern (namentlich auch auf Alkohol und Tabak) nur solche Abgaben wählen, die nicht verteuern, weil sie nicht abgewälzt werden können. Eine solche nicht abwälzbare Steuer ist die auf Grundrente. Die riesigste Quelle für Reichseinnahmen liegt in dem Unterschied zwischen der Goldrente und der Papierrente oder zwischen dem Goldpreise von 1914 und dem Papierpreise, der erst allmählich in die Erscheinung tritt, der durch Mietenzwang und langsamen Besitzwechsel noch in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle hiniangehalten worden ist, der aber sich mit Beschleunigung verwirklicht und den gegenwärtigen Bodeneigentümern Hunderte von Milliarden in den Schoß wirft.

Diese Hunderte von Milliarden werden die schwerste Zukunftslast unserer Volkswirtschaft sein; sie uns fernzuhalten, ist eine Aufgabe von höchster sozialer Bedeutung. Soweit das nicht geht, weil unsere Verschuldung an die Sieger es nicht erlaubt, muß die Sieigerung ausschließlich dem notleidenden Reiche zugute kommen. Kein Privatmann darf an einem Handel mit dem blutig verteidigten Vaterlande Wertungsgewinne machen! Wer dieser sittlichen Forderung zu widersprechen wagt, mag nicht übersehen, daß der Grundbesitzer seine in Gold aufgenommenen Hypotheken und anderen Schulden in Papiermark verzinst und ablösen kann; daß die letzten großen Steuer- gesetze ihm erlauben, seinen Grundbesitz nach dem Goldwert von 1913 zu versteuern — natürlich in Papiermark. Ist es da ungerecht, wenn er auch bei der Veräußerung seines Grundstückes nur den Goldwert erhält, wie er ihn versteuert und verschuldet hat?

Wichtiger als jedes Steuer Gesetz ist ein schleunig zu erlassendes Reichs Gesetz, das jede Veräußerung von Grund und Boden — außer an das Reich — für ungültig erklärt. Keine Enteignung! Wer sein Grundstück behalten, nutzen will, soll es unbeschränkt haben. Auch in der Familie fortgeben soll es sich wie bisher. Aber mit Gewinn verlaufen kann man nicht mehr. Nur an das Reich auflassen! Und dieses zahlt dafür den Wert, den der Besitzer selbst zum W e h r b e i t r a g e von 1913 angegeben hat — in gesetzlicher Währung, in Papiermark. Man mag einen Zuschlag gewähren, um „Gärten“ zu vermeiden und der allgemeinen Unterbeskaffiarung von 1913 Rechnung zu tragen. Man mag denen entgegenkommen, die seitdem zu höherem Preise gekauft haben. Worauf es ankommt, ist, daß der

Bodenpreis dauernd auf dem Betrage des Goldwertes festgehalten wird, daß keine durch Umwertung von Gold auf Papier veräussachte oder verzehnfachte Grundrente kapitalisiert und damit bereinigt werden kann.

Es werden wohl nicht viele Grundstücke dem Reiche angeboten werden. Trotzdem ist die Wirkung sehr stark; denn auch alle Enteignungen zu Siedelungszwecken usw. halten sich an den Goldpreis von 1913 als gerechten, als einzig möglichen Preis. Und erst dann, wenn gesichert ist, daß kein Privater mehr an steigenden Bodenpreisen sich zu bereichern vermag, erst dann kann das Reich kräftig die Grundrente zu den Lasten der Allgemeinheit heranziehen — ohne die Volkswirtschaft zu schädigen, ohne eine neue Steuerungsquelle herbeizuführen, die alle Einnahmenvermehrung der Reichskasse weschmerzt und uns mit größerem Defizit als vorher auf das Trockene setzt.

Der Reichskanzler zu dem  
Pariser Beschluß.

### Der Standpunkt der Reichsregierung.

Berlin, 17. August. Der Reichskanzler empfing heute (Mittwoch) einen Vertreter der „Völkischen Zeitung“ und machte ihm zur oberschlesischen Frage folgende Mitteilungen:

Sie fragen mich, welchen Standpunkt die Reichsregierung zu der neuesten Wendung in der oberschlesischen Frage einnimmt. Ich will zunächst eine tatsächliche Feststellung machen. Aus dem vom französischen Ministerpräsidenten unserem Geschäftsträger in Paris überreichten Schreiben haben wir leiglich erfahren, daß der Oberste Rat die Grenzfestsetzung in Oberschlesien vertagt hat. Ueber die

Befragung des Völkerbundrats hat man uns keine Mittheilung gemacht, so daß ich mir in diesem Punkte Zurückhaltung anferlegen muß, bis sich Klarheit über verschiedene rechtliche und tatsächliche Fragen ergeben hat, die aus der Beiziehung einer neuen, wenn auch vielleicht nur beratenden oder gutachtlichen Instanz erwachsen können. Rückhaltlos dagegen kann ich mich über die obersächsischen Frage an sich und über die Stellung der Reichsregierung dazu auch in dieser neuesten Phase äußern.

Die oberschlesische Bevölkerung und das ganze deutsche Volk haben die Entscheidung des Obersten Rates zwar mit klopfendem Herzen, aber mit Zuversicht erwartet. Wir hatten das Gefühl, daß der unanfechtbare Rechtsstandpunkt, auf den sich unser Anspruch auf Oberschlesien gründet, und die offene Politik, die die Reichsregierung vertritt, nicht ohne Eindruck in der Welt bleiben konnten. Wir dürfen hoffen, daß die historische, kulturelle und wirtschaftliche Legitimation Deutschlands auf Oberschlesien anerkannt werden wird, welche die Zuteilung Oberschlesiens an das Deutsche Reich zur Notwendigkeit macht. Es handelt sich bei der Entscheidung über Oberschlesien darum nicht, in Verfolgung imaginärer Son-

Verinteressen im Osten Deutschlands einen Militärstaat entstehen zu lassen, der in erster Linie der Bedrohung Deutschlands dienen soll. Das wäre gefährlich und für den europäischen Frieden verhängnisvoll. Letzter wurde die Entscheidung erneut vertagt, und die oberschlesische Frage, die seit über 1½ Jahren eine arbeitsame Bevölkerung in Verwirrung und die ganze Welt in Atem hält, bleibt vorläufig eine schwere Bedrohung des Weltfriedens.

In dem Schreiben, in dem der Oberste Rat die Vertagung der Entscheidung mitteilt, wird versichert, daß

der Aufschub möglichst kurz

sein werde. Ich erblicke darin das stille Eingeständnis, daß man sich an Oberschlesien aufs Schwerste versündigt, wenn man es noch lang in dieser schwebenden Pein läßt und wenn man dem unglücklichen Lande noch nicht sein Recht gibt. Wir schließen uns der Mahnung an die Oberschlesier,

Ruhe und Besonnenheit zu wahren, voll an und brauchen uns in dieser Beziehung weder etwas vorwerfen, noch uns zur Initiative treiben zu lassen. Auch die Bevölkerung im übrigen Deutschland folgt verständnisvoll und diszipliniert der Parole, die wir ausgegeben haben, durch keinerlei gewaltsame Handlung das klare Recht zu trüben, auf dem wir diesen geistespolitischen Kampf bisher geführt haben.

Wir haben von allem Anfang darauf aufmerksam gemacht, daß die oberschlesische Frage keine rein deutsche Angelegenheit ist, in der leichtfertig gegen den Besiegten unter dem Motto: *vas victis!* entschieden werden kann. Wir haben darauf hingewiesen, daß es eine europäische Frage ist, denn es könnte sich an Oberschlesien ein neuer großer Brand entzünden, wenn Gewalt über die Selbstbestimmung der Bevölkerung triumphieren würde. Jetzt hat man von Europa an die Welt, an die Gesamtheit der Nationen appelliert. Der Weltfrieden und das Weltgewissen könnten eine ungerechte Lösung der oberschlesischen Frage nicht ertragen. Wenn diese beiden Begriffe Wert haben, wenn sie keine Scheinwerte sind, deren sich lediglich die Propaganda bedient, dann brauchen wir auch heute nicht zu verzagen. Schlesien stellt sich nicht als irgend eine Grenzfrage dar, sondern das Schicksal dieses Landes ist mit dem Weltfrieden und von jetzt ab auch mit dem Ansehen des Völkerbundes, wie immer man auch über sein bisheriges Wirken denken mag, aufs innigste verknüpft. Seine Prinzipien, die von der gesamten Kulturwelt anerkannt werden, beruhen auf der Ueberzeugung: der Frieden ist besser, als der Krieg. Und man muß ihn mit allen Mitteln erhalten in der Erkenntnis, daß das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu achten ist und kein Volk gezwungen werden darf, unter anderen als den selbstgewählten Regierungen und unter anderen als den eigenen Gesetzen zu leben. In dem Grundsatz, daß man die Völker nicht wie Figuren auf dem Schachbrett hin und her schieben dürfe, bekennen sich alle Nationen.

Bei diesen Prinzipien des Völkerbundes muß Oberschlesien deutsch bleiben, denn die Bevölkerung will es, wie die Abstammung bewiesen hat. Nur wenn so das Selbstbestimmungsrecht sinngemäß und in vernünftiger Auslegung geachtet wird, läßt sich eine friedliche Lösung der nationalen Gegensätze an den sehr schwierigen deutschen Obergrenzen erhoffen, andernfalls würden neue Verwirrungen unabwendbar sein. Die Entscheidung über Oberschlesien kann nicht anders fallen als im deutschen Sinne.

## Verständigungsbestrebungen in Oberschlesien.

Kattowitz, 17. August. (W.Z.B.) Die Verschiebung der Entscheidung über die Zukunft Oberschlesiens, die durch den Beschluß des Obersten Rates auf Einholung eines Gutachtens des Völkerbundes herbeigeführt worden ist, hat in Oberschlesien eine Lage geschaffen, die eine unmittelbare Fühlungnahme beider Volksteile des Landes zweckmäßig und notwendig erscheinen ließ. Auf Anregung der neu geschaffenen Vertretung der polnischen geflüchteten Bevölkerung Oberschlesiens, des „Obersten polnischen Volksrates“, hat am vergangenen Freitag den 12. August in Beuthen eine Vor-

besprechung zwischen Deutschen und Polen in kleinem Kreise stattgefunden, in der beschlossen worden ist, eine gemeinsame Versammlung der Vertreter aller deutschen und polnischen Parteien und Gewerkschaften Oberschlesiens einzuberufen.

Die Versammlung hat am 16. August in Kattowitz stattgefunden. Alle deutschen und polnischen Parteien und Gewerkschaften waren durch ihre berufenen Führer vertreten. Es waren anwesend: Der Vorsitzende des deutschen Ausschusses für Oberschlesien, Dr. Lufschel, der die Versammlung leitete. Ferner von deutscher Seite die Reichstagsabg. Pfarrer Wiska und Schürat Sczypont von der Zentrumspartei, Reichstagsabgeordneter Dlousta und die Landtagsabgeordneten Hauke und Franz von der sozialdemokratischen Partei, Sanitätsrat Dr. Bloch von der demokratischen Partei, Bergerrat Gründer von der deutschnationalen Volkspartei, Geheimrat Feuersänger von der Deutschen Volkspartei, mehrere andere Vertreter dieser Parteien, die Führer aller deutschen Arbeiter- und Angestellten-Gewerkschaften Oberschlesiens und die geschäftsführenden Mitglieder des Deutschen Ausschusses für Oberschlesien, die Herren Brisch, Gabel, Kabbath und Mith.

Von polnischer Seite waren anwesend: die Führer der Parteien und Gewerkschaften, darunter Herr Rymer, der Vorsitzende des Polnischen Obersten Volksrates für Oberschlesien, Rechtsanwalt Wolny, der Nachfolger Korsanty im Amte des polnischen Plebiszitkommissars, ferner die Gewerkschafts- und Parteiführer: Adamel, Dias, Kasparth, Komalezyk, Rubiezyk, Rublas, Poczupa, Pyrzykilla und andere.

Zweck der Versammlung war die Besprechung von Maßnahmen, die geeignet sind, innerhalb der Bevölkerung Oberschlesiens ein friedliches Verhältnis anzubahnen. Nach eingehender Besprechung wurde beschlossen, daß die berufenen Vertretungen beider Nationalitäten getrennte Aufrufe an die oberschlesische Bevölkerung veröffentlicht, die dem Sinne nach übereinstimmen und gleichzeitig in den deutschen und polnischen Zeitungen des Landes erscheinen werden.

Die Aufrufe betonen die Notwendigkeit der Ueberbrückung der nationalen Gegensätze, erklären sich gegen jede gewaltsame Lösung der oberschlesischen Frage, gegen Gewalttätigkeiten und Bedrohungen Andersdenkender und finden die Bildung paritätischer, aus Vertretern beider Nationalitäten zusammengesetzter Ausschüsse an, die dafür sorgen sollen, daß in friedlicher Zusammenarbeit Sicherheit und Ordnung wieder hergestellt werden. Die Bildung dieser paritätischen Ausschüsse ist bereits in Angriff genommen.

Es wurde ferner vereinbart, daß alle Ausschreitungen, die von irgend einer Seite vorkommen, nachgeprüft werden sollen. Die unmittelbaren Verhandlungen der deutschen Vertreter mit den Polen zeigen erneut die Bereitschaft der deutschen Bevölkerung zu einer ehrlichen Verständigung mit dem polnischen Volksteil Oberschlesiens zu kommen und beweisen, daß auch jetzt die Deutschen in selbstloser und uneigennütziger Hingabe das Wohl der Heimat als ihr einziges Ziel ansehen.

Der interalliierten Kommission wird die Anbahnung einer Verständigung zwischen den beiden Nationalitäten Oberschlesiens willkommen sein, so sehr auch diese freiwillige Vereinbarung innerhalb der Bevölkerung die Fehlerhaftigkeit der Politik der Interalliierten Kommission erweist.

## Stimmungsumschwung in Polen?

Kattowitz, 17. August. Die aus Polen kommenden Zeitungen und sonstigen Nachrichten lassen deutlich erkennen, daß sich dort eine ziemlich Ernüchterung gegenüber der französischen Freundschaft angesichts der Verschiebung der oberschlesischen Entscheidung bemerkbar macht. Das Vertrauen zu den Franzosen beginnt zu wanken und man fragt sich in Polen bereits, ob es nicht besser sei, angesichts der geographischen Lage Polens sich mit Deutschland zu verständigen und an England Anschluß zu suchen. In allen Fällen wo Polen mit Frankreich im Bunde gegen England vorgegangen sei, sei Polen unterlegen. Polen, das zwischen einem von England gestützten Deutschland und Rußland liege, und mit diesen beiden Ländern auf Leben und Tod verfeindet sei und nicht zur Ruhe komme, sei rettungslos dem Untergang geweiht. So schreibt u. a. die polnische rechtsstehende Zeitung „Niezapobolita“. Das will etwas heißen.

## Die Lage in Oberschlesien.

Beuthen, 16. August. (W.Z.B.) Auf Grund verschiedener Vorfälle, waren Anzeichen vorhanden, daß ein ernstliches Losschlagen polnischer ehemaliger Insurgenten für die Nacht zum Mittwoch stattfinden sollte. Die Engländer haben aus diesem Grunde besondere Vorkehrungen getroffen. In den Mittagsstunden besetzten sie die Außenbezirke der Stadt, um Angriffe von polnischer Seite sofort zunichte zu machen.

Rosenberg, 17. August. (W.Z.B.) In der Nacht zum Montag kam es bei den Dörfern Starnitz und Stositz an der Grenze zu einem Gefecht mit regulären polnischen Truppen, denen es gelang, durch eine Umfassungsbewegung die beiden Dörfer mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer zu nehmen. Rasch herbeigeeilten deutschen Kräften gelang es nach heftigen Kämpfen, bei denen auch Handgranaten verwandt wurden, die Polen über die Grenze zu treiben. Die Polen hatten 24 Tote und eine Anzahl Verwundete.

Wyslowitz, 16. August. Die Unsicherheit in den Grenzgebieten hat nicht etwa, wie man aus verschiedenen Hinweisen annehmen mußte, abgenommen, sondern man muß das Gegenteil feststellen. Man kann in den Abendstunden sich überhaupt nicht mehr auf die Straße wagen, ohne Gefahr zu laufen, von jungen Burken mit allerhand landsfremdem Gesindel angehalten, belästigt oder beraubt zu werden. Die vielen Untaten dieser Art, die täglich in den Grenzorten geschehen, werden überhaupt nicht mehr als besondere Ereignisse registriert, sondern sind einfach zu etwas Alltäglichem geworden. Viele Personen, die das Unglück hatten, unter diese Räuber zu fallen, wagen es überhaupt nicht, Anzeige zu erstatten, da sie Rache fürchten. Von einer strengen Abperrung der Grenze, wie sie wiederholt mit Bestimmtheit zugekündigt wurde, kann auch nicht gesprochen werden. So können unantwärtbare Elemente ungehindert von jenseits der Grenze herüberkommen und umgekehrt.

Beuthen, 17. August. In Bipine herrscht völlige Anarchie. Mächtig wurde endlich die neue Gemeindevache — 34 Polen, 26 Deutsche — eingerichtet. Noch in derselben Nacht wurde die Gemeindevache von Insurgenten gestrengt. Die deutschen Mitglieder wurden herausgeholt und schwer mißhandelt. Trotz aller Bemühungen ist militärischer Schutz nicht zu erlangen.

Bürgermeister Dr. Böser hat sein Amt niedergelegt, ebenso Bürgermeister Fuhrmann in Bismarckhütte. Die Mitglieder der neuen Gemeindevache haben ihre Entlassung verlangt, da sie unter diesem polnischen Terror ihren Dienst nicht verrichten können.

Die unantwärtbaren Zustände in Bipine sind den interalliierten Behörden mehrfach mit der Bitte um Abstellung bekannt gegeben worden. Bisher ist von ihnen noch nichts geschehen.

## Der Völkerbundsrat auf dem Wege nach Paris.

Berlin, 17. August. Wie aus Paris gemeldet wird, ist Léon Bourgeois, der Vorsitzende des Völkerbundsrates, dort eingetroffen, und die übrigen Mitglieder des Völkerbundsrates sind auf dem Wege nach Paris. In beteiligten diplomatischen Kreisen rechnet man damit, daß die Sitzung des Völkerbundsrates in der nächsten Zeit stattfinden werde.

## Verurteilung der französischen Gewaltpolitik im Unterhause.

London, 17. August. (W.Z.B.) Im Unterhause wurde die Besprechung der Rede Lloyd Georges fortgesetzt.

Asquith begrüßte die bevorstehende Aufhebung der Deutschland auferlegten wirtschaftlichen Sanktionen, und sagte, er hoffe, daß die Aufhebung der militärischen Besetzung bald folge. Im türkisch-griechischen Konflikt müßten die Alliierten strengste Neutralität wahren und soweit wie möglich das Kriegsgebiet auf die engsten Grenzen beschränken.

Bzüglich der oberschlesischen Angelegenheiten fragte Asquith, ob nach Ansicht Lloyd Georges die Deutschen und die Polen Gelegenheit erhalten würden, ihren Fall zu unterbreiten. Lloyd George nicht zustimmend, und auf die Frage, ob die Deutschen in dieser Hinsicht in genau dieselbe Lage versetzt werden würden, wie die Polen, obwohl Deutschland nicht Mitglied des Völkerbundes sei, nicht Lloyd George, wie es den Anschein hatte, ebenfalls zustimmend.

Thomas erklärte, die Ansicht der Arbeiterpartei sei, daß Lloyd George bei der Äußerung über die oberschlesische Frage die überwältigende Mehrheit des englischen Volkes hinter sich habe, das der Meinung sei, daß die französische Ansicht von dem jerschemmetieren und niedergezeiten Deutschland den besten Interessen Englands und dem künftigen Weltfrieden widerstreite. Thomas bedauerte, daß Lloyd George es für notwendig gefunden habe, die finanziellen Verpflichtungen Rußlands zu erwägen.

Barnes erklärte, die Sicherheit Frankreichs beruhe nicht auf der Verschmäuerung Deutschlands, sondern in der Schließung von Freundschaften in der ganzen Welt.

Thomas äußerte weiter, er fürchte, die dem französischen Vorgehen zugrunde liegende Politik sei nicht durch die Furcht vor Deutschland eingegeben, sondern von dem Bestreben, Bergwerke und Land an sich zu reißen und die hauptsächlichsten Mineralstoffe Europas zu kontrollieren.

## Briands Pläne für Washington.

Paris, 17. August. (W.Z.B.) Nach dem „Gclair“ wird in gut unterrichteten Kreisen versichert, daß im Gegensatz zu dem, was früher gesagt wurde, Briand in Washington die Debatte nicht einzig und allein auf die Entwaffnungsfrage zu beschränken beabsichtigt wird. Der französische Ministerpräsident soll der Ansicht sein, daß die Gelegenheit günstig wäre, die meisten großen internationalen Probleme zur Sprache zu bringen und bei den amerikanischen Fremden Frankreich eine Darstellung der lokalen (1) Verhältnisse der französischen Politik aller Welt gegenüber zu geben.

## Das Kammergericht zum Streit Wilhelm II.—Gotta.

Die Entscheidung des 10. Zivilsenats des Kammergerichts vom 28. Mai in der Sache Gotta gegen den ehemaligen Kaiser wegen der Veröffentlichung des dritten Bandes von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ wird jetzt von der „Juristischen Wochenschrift“ veröffentlicht.

Das sehr ausführliche Urteil beschäftigt sich eingehend mit der Frage, wann ein Brief als schutzwürdiges Schriftstück anzusehen sei. Es lehnt, wie anzunehmen war, den Versuch des Landgerichts, einen neuen Begriff des Schriftwertes zu formulieren, ab und schließt sich wieder enger an die Begriffsbestimmung des Reichsgerichts in dem Urteil über die Riese-Briefe an. Zur Ergänzung zieht es eine Entscheidung des Reichsgerichts über die Frage, ob auch Kodizepte den Charakter eines Schriftwertes haben können, an, aus dem hervorgeht, daß die Gestaltung von Gedanken auch dann schutzwürdig sein könne, wenn sie eine künstlerische, einen ästhetischen Reiz ausübende Form nicht aufweisen. Das Kammergericht kommt zu dem Schluß, daß eine feste, für alle Fälle passende Regel, nach der zu beurteilen ist, was ein schutzwürdiges Schriftstück sei, sich kaum finden lasse, und daß es daher in jedem Einzelfalle eine Frage freier tatsächlicher Beurteilung sei, ob einem Schriftstück die Natur eines schutzwürdigen Schriftwertes zukommt oder nicht. Bei der Prüfung der einzelnen Briefe sei davon auszugehen, daß es dem Rechtsbewußtsein, wie es sich in den letzten Jahrzehnten auf dem gesamten Gebiet des geistigen und künstlerischen Urheberrechts entwickelt habe, entspricht, die Grenzen zugunsten der Urheber möglichst weit zu ziehen. Andererseits sei Briefen dann der Rechtschutz zu verweigern, wenn ihre Form sich nicht über den alltäglichen Stil hinaushebt, in dem nach dem Bildungsgrade des Verfassers persönliche, geistige oder ähnliche Angelegenheiten allgemeiner Art regelmäßig in Briefen behandelt zu werden pflegen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat das Kammergericht die beiden Briefe Kaiser Friedrichs vom 17. August 1881 und 20. September 1886, ebenso wie den Brief Wilhelm II. vom 14. Januar 1888 nicht für schutzwürdig erklärt. Interessant ist die Begründung für den Brief vom 20. September 1886, in dem der damalige Kronprinz dagegen Verwahrung einlegt, daß sein Sohn in das Auswärtige Amt übernommen werde, weil er infolge seiner Charaktereigenschaften dafür nicht geeignet sei. „Sicherlich hat der Kronprinz“, führt der Senat aus, „eher ein sich in der ihn sehr ernst bewegenden Angelegenheit zu dem für ihn naturgemäß nicht leichten Schritt beim Reichskanzler verstand, sorgfältige Überlegungen angestellt. Für die Beurteilung der Erfordernisse der höheren Staatsverwaltung bedurfte es indessen für eine Persönlichkeit von der Stellung des Kronprinzen keines besonderen Geistesumwandels. Was so dann die Würdigung des Ausdrucksstandes und der Charaktereigenschaften des Sohnes anlangt, so handelt es sich hier offenbar um das Ergebnis längerer Beobachtungen, wie sie jeder Vater anzustellen gewohnt ist, der auf das Wohl seines Sohnes bedacht ist und auf höherer Bildungsstufe steht.“ Der Senat meint, daß weder ein besonders eigenartiger Gedankeninhalt in dem Brief zutage trete, noch verlate er der Form nach eine geistige Eigenart. Es

sei vielmehr anzunehmen, daß jeder andere Vater aus den höheren Kreisen bei Erörterung der für das Lebensschicksal entscheidenden Fragen seines Bildungsganges sich im Rahmen des üblichen Briefstils in ähnlicher Form ausgedrückt haben würde. Hingegen nimmt der Senat an, daß das Schreiben des damaligen Prinzen Wilhelm vom 21. Dezember 1888, in dem er zu der Berliner Stadtmision ausführlich Stellung nimmt, u. d. Brief des damaligen Kronprinzen vom 10. Mai 1888 über die politische u. militärische Lage eine selbständiggeschaffene geistige Arbeit erkennen lassen und aus diesem Grunde schutzwürdig seien. Gegenüber dem sich hiernach ergebenden Privatrecht des ehemaligen Kaisers kann nach der Auffassung des Senats der Verleger sich nicht auf ein „allgemein deutsches, kulturpolitisches“ Interesse an der endlichen Veröffentlichung des dritten Bandes berufen. „Das würde darauf hinauslaufen, aus schwankenden politischen Rücksichten in ein bestehendes Privatrecht überzugreifen.“ Der Senat legt aber auf der anderen Seite dar, daß die mit den Bismarckschen Erben getroffenen Vereinbarungen weder ihnen noch Wilhelm II. ein Recht auf Hinausschiebung der Veröffentlichung bis nach dem Tode des letzteren geben. Insbesondere legt er das mit dem jetzigen Fürsten Otto von Bismarck am 30. Juli 1919 getroffene Abkommen dahin aus, daß dieser damit rechtswirksam das Einverständnis mit der Veröffentlichung des dritten Bandes abgegeben hat.

Das Urteil des Kammergerichts ist natürlich nicht rechtskräftig geworden. Die endgültige Entscheidung wird vielmehr beim Reichsgericht liegen, falls es nicht doch noch zu einer Verständigung zwischen den streitenden Parteien kommen sollte, was im Interesse der Sache zweifellos zu begrüßen wäre.

## Preussischer Hausbesitzertag.

S. & H. Köln, 15. August. Im Anschluß an die Tagung des 42. Deutschen Hausbesitzertages fand heute hier auch die diesjährige Hauptversammlung des Preussischen Landesverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine (E. V.) statt. Den Vorsitz führte Justizrat Dr. Baumert (Spandau). Aus dem Jahresbericht ging hervor, daß infolge der mißlichen Lage des Hausbesitzes die Mitgliederzahl des Verbandes außerordentlich zugenommen hat. Den Rassenbericht erstattete Stadt. Bismarck (Berlin). Die Vorstandswahlen ergaben die Wiederwahl. Die neue preussische Gesetzgebung, insbesondere das Kommunal-Abgabengesetz und die Städteordnung, behandelte Landtagsabg. Prof. Dr. Brodt (Marburg) unter Vorlegung einer Reihe von Zeitschriften, von denen die folgenden einstimmig angenommen wurden:

1. Der heutige Zustand, daß im noch geltenden Rechte des Kommunalabgabengesetzes nur die Grundsteuer und die Gewerbesteuer als große Steuerquellen übrig bleiben, kann nicht fort-dauern.
2. Bei Neuordnung des Kommunalabgabensystems ist Sorge zu tragen, daß die Gemeindefürsorge auch von allen Gemeindegürgern nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit getragen werden.
3. Bei der heutigen Kontingentierung der Gemeindefürsorge durch die Steuerhöhe des Reiches sind Rauten dafür zu schaffen, daß die Gemeinden ihre Ausgaben den Einnahmen entsprechend beschränken müssen.

4. Die obigen Wünsche sind bei Erlass des Preussischen Ausführungsgesetzes zum Reichs-Landbesitzsteuergesetz zu berücksichtigen.

In der Debatte dankte u. a. Justizrat Dr. Epstein, Breslau, dem Referenten, daß er endlich in die Phalanx der bodenreformierten Hochschullehrer an den deutschen Universitäten Bresche gelegt habe durch sein mannhaftes Eintreten für die Interessen des schwer um seine Existenz ringenden Haus- und Grundbesitzes durch seine Ausführungen in der 36. Sitzung des Preussischen Landtages vom 7. Juli d. J. zur Aenderung des kommunalen Abgabensystems. Dr. Hauswaldt, Halle, brachte bezeichnende Fälle aus der Spruchpraxis der Mietseinnahmungsämter zur Sprache, aus denen hervorgeht, daß die fast durchweg kommunalistisch besetzten Ämter feste Ablosungen für die zu vergebenden Wohnungen erheben. So habe das sächsische Landesamt in einem Falle 25 000 Mk. von einem Bergwerksdirektor für die Zuweisung einer neuen Wohnung erhoben, jedoch die Ausstellung einer Quittung abgelehnt mit der Begründung, daß es sich um eine „freiwillige“ Zahlung handle. (Heiterkeit. Zurufe: Erpressung!) Der Fall sei denn auch zur Grundlage eines Prozesses gemacht worden. Es zeige aber, was für eine Rechtslosigkeit heute bei den Mietseinnahmungsämtern herrsche. (Sehr richtig!)

Zu der preussischen Miethöchstpreisverordnung gelangte dann folgende Entscheidung zur Annahme:

„Vergeblich hat der preussische Hausbesitz auf das Inkrafttreten des Reichsmietengesetzes, das ihm vielleicht die Möglichkeit gewährt hätte, die Einnahmen mit den außerordentlich gestiegenen Ausgaben in Einklang zu bringen, gewartet. Während es in den anderen Ländern gelungen ist, durch eine angemessene Erhöhung der Mieten einen den wirtschaftlichen Interessen angemessenen Ausgleich zu schaffen, haben in Preußen die Gemeindevorstände oft wider ihre bessere wirtschaftliche Einsicht loblich aus politischen Gründen die Mieten weiter künstlich niedrig gehalten und damit die Krisis im preussischen Hausbesitz verheerend verschärft.“

Trotz unserer immer dringender werdenden Vorstellungen hat der Wohlfahrtsminister nicht eingegriffen. Er hat keine Gelegenheit genommen, die Gemeindevorstände anzuhaltend, eine Nachprüfung der Höchstätze vorzunehmen und sie den veränderten Verhältnissen anzupassen. Er hat es sogar abgelehnt, seinen durch die Erfahrungen längst überholten Ausführungserlass, der für die praktische Handhabung der Höchstmietenordnung von großer Bedeutung gewesen ist, abzuändern. Der angeblich dem Schutze des Hausbesitzes dienende § 10 der Verordnung hat bei der praktischen Handhabung durch die Mietseinnahmungsämter vollkommen versagt. Bleibt die Höchstmietenverordnung nur noch einige Zeit in Geltung, so muß mit Notwendigkeit in Kürze der endgültige Zusammenbruch des preussischen Hausbesitzes erfolgen. Den Schaden wird letzten Endes die Allgemeinheit zu tragen haben, da jedwede Herstellung neuer Wohnungen verhindert und damit die Wohnungsnot verewigt werden wird.

Darum fordert der preussische Hausbesitzerverbandstag in letzter Stunde

Aufhebung der Höchstmietenverordnung.

Er hält im übrigen die Entschließung seiner Ta-

## Die Entstehung des deutschen Hauses.

So sehr auch die moderne internationale „Kultur“ die Volkseigenart zu verwischen droht, so sind wir doch noch mit zahllosen Wunden im Leben der deutschen Vergangenheit verankert und wir werden uns dieser uralten Schöpfungen tiefer bewußt, wenn wir uns ihr Werden und Fortwirken klar machen. Deshalb ist die deutsche Kunst, in der die Schätze deutscher Phantasie und Gestaltungskraft so anschaulich aufgespeichert sind, für uns eine wertvolle und unvergleichliche Lehrmeisterin, und es ist gerade in diesen Zeiten, wo die Vertiefung in vergangene Größe so not wie ein hohes Glück, daß uns von Georg Dehio eine meisterhafte Geschichte der deutschen Kunst geschenkt wird. Der zweite Band dieses Werkes ist bei der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger in Berlin soeben erschienen und behandelt die Zeit der hohen Gotik, hauptsächlich das 14. und 15. Jahrhundert. Dehio widmet in diesem Zusammenhang auch ein anschauliches Kapitel der deutschen Burg und der deutschen Stadt und verfolgt die Entstehung des bürgerlichen Wohnhauses, das ja der Stadt ihren eigentlichen Charakter verliehen hat. Die Anfänge dieser Bauform, deren wichtigste Züge sich dauernd erhalten haben, sind in Dunkel gehüllt. Der tiefe Gegensatz zwischen dem nordischen und dem antiken Haus offenbart sich früh, und dieser neue Typus ist dann auch für Italien maßgebend geworden. Während das antike Haus ausschließlich Innenbau ist, ohne Fassade und ohne Fenster, nur durch das offene Atrium und Peristyl beleuchtet, meist eingeschossig und weitläufig, stellt sich das mittelalterliche Wohnhaus als ein mit einem Dach und Fenstern versehenes, im Grundriß zusammenge-drängtes, vielgeschossig in die Höhe türmendes Gebäude dar. Das bürgerliche Wohnhaus, wie es im späteren Mittelalter ausgebildet ist, ist durch die Ver-

einigung zwei ganz verschiedener Typen allmählich entstanden. Die eine Hausform in den Städten kam vom Bauernhaus her, das ja auf die uraltesten Formen der Siedlung zurückführt, die andere von den Kleinburgen, die die städtischen Wägen auch hinter die Mauern der Stadt verpflanzten. Leider sind die ersten Generationen von Bürgerhäusern, so weit sie sich an das Bauernhaus anschließen, uns in keinem Denkmal überliefert, und zweifellos war dies die Mehrzahl der frühen Stadthäuser, da ja aus den Bauern sich der größte Teil der Stadtbewölkerung rekrutierte. Dagegen haben sich aus früherer Zeit einige patrizische Behausungen erhalten. So liegt im Vertischen Winkel im Rheingau ein romantisches Gebäude, das man als das älteste deutsche Haus bezeichnet hat. Der verhältnismäßig gut erhaltene Bau, der im Grundriß ein Rechteck bildet, stammt wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Eine breite Rundbogenhalle führt in das nördliche, schwach beleuchtete Erdgeschoss; im Obergeschloß lag eine Saal, an den sich ein paar kleine Wohngemächer schlossen. Die Treppe muß außen angefügt gewesen sein. Offenbar wohnte hier ein ansehnlicher Mann, etwa ein erzbischöflicher Beamter. Ein zweites romantisches Haus, das in die Zeit Friedrich Barbarossas gesetzt werden kann, liegt in Rosheim im Elsaß. Neben solchen unbefestigten Stadthäusern gab es auch burgartige Wohnhäuser mit „Streitmäuren.“ Diese Wehrhaftigkeit war aber im 13. und 14. Jahrhundert wohl nur noch ein Standesbezeichen, so wie der Ritter sein Schwert trug, und mit dem Erlernen des Bürgergeistes wurde die Neuerichtung solcher kleiner Stadtburgen nicht mehr gestattet.

Das vornehme Stadthaus legte so seine Burgähnlichkeit immer mehr ab, und das aderbürgerliche Element überzog. Aus diesem Stadium der Entwicklung des deutschen Hauses stammen die sog.

Steinlammern oder Kemenaten, die frei im Hintergrund des Hofes lagen und den einzigen heizbaren Wohnraum enthielten. In Braunschweig hat man noch auf mehr als 80 Grundstücken Spuren solcher Kemenaten gefunden. In der nächsten Entwicklungstufe ist an die Stelle des Aderbürgers der Handwerker und Krämer getreten. Diese brauchten weniger Raum; deshalb mußten die Grundstücke zerteilt werden, und zwar wollte jeder Besitzer einen Anteil an der Straße haben, so daß sich nun die geschlossenen Straßen, die Reihenhäuser, herausbildeten. Nun entsteht also das Haus an der Straße. In Niederdeutschland erhält sich der schmale und tiefe Hof als ein Rest des landwirtschaftlichen Betriebes, und charakteristisch ist hier die weite, bis zum Dach aufsteigende Diele, ein Erbstück des Bauernhauses. Von ihr abgeleitet steigen dann meistens zwei Geschosse in die Höhe, unten, wenn es ein Kaufmannshaus ist, die Schreibstube, im Zwischengeschloß die Schlaf- und Wohnzimmer, im hohen Stiebelraum die Speicher. Im oberdeutschen Haus entspricht der Diele eine niedrige gehaltene Erdachsohle; dafür erhalten die Wohnzimmer mehr Raum. Sehr unvollkommen sind noch die inneren Verbindungen; vielfach vermitteln offene Gallerien den Verkehr von Vorder- und Hinterhaus durch alle Stockwerke, und der Hof besitzt eine Bedeutung im Leben der Hausbewohner, wie wir sie heute nicht mehr kennen. Als besondere Zier der Fassade erscheint der Erker, ursprünglich ein Vernehmlich der Burg, von deren nestartig angelegten Schützen- und Beobachtungsständen er abstammt; bisweilen hat er sich aus den vorgelegten Altarräumen der Hauskapellen entwickelt. Das Erdgeschoss wird nicht selten in einen Vorgehang aufgelöst, die sog. Lauben, die mit den mittelalterlichen Gemachheiten des Marktwirtschafts und Handels auf offener Straße zusammenhängen.

flcht daraus, für wie wichtig die Führer dieses großen Zweiges des deutschen Handels die richtige Fassung und Gestaltung des Zeitungs-Inferates halten. Der Wettbewerb der „Textil-Woche“ will ihr Interesse erregen. Er will den Ehrgeiz der Firmen wecken, auch im Inferat Besonderes zu leisten. Der zweite Wettbewerb, der sich an die Künstler wendet und freie Entwürfe, richtige Formungen und wirksamer Inferate verlangt, will die Mannigfaltigkeit der Vorschläge zeigen, die diese Aufgabe zuläßt. Die Preise sind hoch angesetzt, von 1000 Mk. bis zu 5000 Mk. hinauf, im Verhältnis zu der verlangten Arbeit höher als gewöhnlich bei Wettbewerben. Der Ehrenauschuss besteht aus den Führern des Textil-Einzelhandels in ganz Deutschland. Bei den Preisrichtern wirken Künstler von hohem Ruf und bekannte Kunstschriftsteller mit Männern der Praxis zusammen. Die Einlieferung der Arbeiten muß bis zum 6. September erfolgt sein. Die Entscheidung wird im Oktober veröffentlicht werden.

Steckenpferd-  
Buttermilch-Seife  
die beste Kinderseife

Wie nett von Dir!" Und die Augen, die sie dazu machte!

"Tag mal, hast Du schon einmal eine Steuererklärung gemacht?" fragte sie dann so beiläufig. Nein. Er hatte selber noch keine nötig gehabt. Die armen Männer kamen ja nicht so schnell ans Verdienen wie die Mädchen. Aber dies war nun gewiß sein letztes Jahr ohne eigenes Einkommen. Dann: mit beiden Füßen ins Berufsleben, und vor ihm lag die Zukunft in Sonne.

"Also, wo hast Du das Steuerformular?" fragte er resolut.

"D—i—e Formular—e!" wandte sie ein. "Hier in der Handtasche. Da! Und hier ist auch eine Aufrechnung meiner Einnahmen."

"Da ist ja aber eigentlich schon fast alles getan", sagte er verwundert. "Da braucht ja nur noch das Material in die Rubriken eingeordnet zu werden."

Sie waren am Ausgang des Parkes angekommen. Der Regen hatte ganz aufgehört. Einzelne Spaziergänger wagten sich bereits ins Freie. Man mußte also auf Gefühlsäußerungen verzichten. Heinz fand das jetzt eigentlich schade. Er faltete die Steuerformulare zusammen und steckte sie sorglos in die Tasche.

Ein spasshaftes Bild tauchte vor seinem inneren Auge auf: ein Elefant, der sich vor einen Puppenwagen spannen ließ. Er — und Juges Steuererklärung.

Am anderen Morgen dachte Heinz, die Kleinigkeit für Juge zu erledigen, ehe er sich an seine gewohnheitsmäßige Examensbüfferei machte. Er brauchte sich ja nur hinzusetzen und die Formulare auszufüllen. Komisch, daß Frauen in diesen Dingen so unfehlbar sind!

Schon hatte er die Feder eingetaucht, als ihm einfiel, es wäre doch wohl methodischer, erst den ganzen Vorwurf einmal durchzulesen, als gleich daraufloszuschreiben.

Stimmlich schnell kam er bis zur Mitte der dritten Seite. Hier stockte er.

"Verdunstungen?" Wie gehört! Was kann das sein?" Er dachte ein paar Augenblicke nach. Nein, er wußte es wirklich nicht.

Erst die Unterabteilungen der Frage gaben ihm einen Inhaltspunkt: Ach so, Straßenbahnfahrten zum Dienstlokal waren offenbar hierher zu rechnen! Aber was noch?

Heinz strich sich einmal leicht durchs Haar. Dann legte er die Feder hin und machte mit welchem Fleiß ein Fragezeichen.

Nur erst einmal weiter! Aber obgleich er nun mit verdoppelter Aufmerksamkeit las, stieß er bald auf eine neue Schwierigkeit.

Ja, was war das nur? Er hatte doch die ganze Nacht vorzüglich geschlafen! Sein Denkapparat war also ausgerollt.

Indessen die Schwierigkeiten verminderten sich nicht. Da streifte sein Blick zufällig eine auf seinem Schreibtisch liegende Zeitung, aus der ihm die Überschrift einer Notiz entgegenleuchtete: "Was ist Abzugsberechtigt im Sinne des Steuergesetzes?"

Ausgezeichnet, dachte er. Blick muß man haben! Abzugsberechtigt, hieß es da, sei auch Berufsleistung.

Heinz griff nach Juges eigener Aufrechnung. Ein Posten Berufsleistung war dabei. Aber die dafür angelegte Summe schien ihm merkwürdig hoch. Was war denn Berufsleistung bei einer hübschen, jungen Dame, die an eine bestimmte Berufsstraße nicht gebunden war? Daß sie mehr Melber und Schuhe abnutzte, als wenn sie das Haus nicht bei jedem Wetter verlassen müßte, stand fest. Indessen weiter stand auch so ziemlich nichts fest. Wenn eine Dame sich eine neue Bluse ausschließlich für den Dienst kaufte, so war das gewiß Berufsleistung.

Wenn aber diese Bluse so reizend war, daß ein junger Mann wie Heinz sich darin verlieben mußte, wenn er die in Frage stehende Dame gelegentlich ihrer Dienstausübung kennen lernte, ob die besondere Schönheit der Bluse Mehrkosten verursacht hatte, "Belastendfalls", wie viele? Ob man das je aus diesem Rader von Juge herausbekommen würde? Aus irgend einem weiblichen Wesen? Heinz fühlte plötzlich, daß hier die Selbstkritik der Frauen anfing.

Heinz war ein rechtlicher Charakter. Er wollte die Steuerbehörde nicht betrügen. Er wollte die Wahrheit schreiben. Aber ihm dämmerte allmählich, daß das doch nicht so einfach war, wie er sich's zuerst gedacht hatte. Es war sogar recht schwer.

Mühsam, mit sich selbst unzufrieden, legte er endlich, als es zehn Uhr schlug, Juges unfertige Steuererklärung beiseite, um an seine eigentliche Arbeit zu gehen. Aber heimlich bohrte etwas in ihm. Das Gefühl einer Niederlage.

Um Mittag hatte er zwar sein Pensum nicht erledigt, aber so viel Hunger bekommen, als wenn er's zweimal erledigt hätte.

Nachdenklich machte Heinz sich auf den Weg zum Essen.

Mühsam stand, wie zu seiner Rettung gerufen, ein Freund vor ihm, ein Kaufmann, der schon im Berufsleben stand.

Dieser Freund hatte bereits auf der Schulbank nicht nur immer ganz genau gewußt, was er wollte, sondern auch, wie er das, was er wollte, anstellen mußte. Wenn einer verstand, wie die stichischen Formulare auszufüllen waren, so war er es.

Entschlossen überwand Heinz die Beschämung über seine eigene Unerfahrenheit in Dingen, die erst den vollwertigen Bürger machen, und packte den Stier an den Hörnern: "Du, sag mir mal, wie muß eigentlich eine Steuererklärung abgefaßt werden, ich meine, richtig abgefaßt?"

"Richtig vom Standpunkt des Steuerpflichtigen oder des Finanzamts?" fragte der andere.

Hier zeigte sich leider, daß Heinz für diese seine Unterscheidung noch nicht reif war. Ganz treuherzig erklärte er: "Nun, ich meine natürlich: objektiv richtig."

"O Du!" rief der andere. "An Dir ist ja die ganze Relativitätstheorie spurlos vorbeigegangen!"

"Relativitätstheorie auf Steuererklärungen angewandt!" Jetzt verstand Heinz. Hochmütig sagte er: "Ich habe ja nicht von Dir wissen wollen, wie man den Staat betrügt!"

"Ja, was denn sonst?" fragte der Skeptiker roh. "Auf Wiedersehen!"

Heinz stand da und sah ihm nach. Er fühlte, daß sein moralischer Sinn eben einen juchzenden Stoß erhalten hatte.

Und den da hatte er immer für einen anständigen Menschen gehalten!

Tage waren vergangen. Heinz sah sich selber mehr und mehr ähnlich. Seine Examensarbeit hielt ihn bis tief in die Nächte wach; denn die Tage gehörten dem Steuerproblem und den heroischen Versuchen, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Nicht zu sagen, mit welchen verschiedenen Wissensgebieten diese Versuche in Berührung brachten! Bald fand er, daß er, um wirklich zuverlässiges Zahlenmaterial liefern zu können, ein Mathematiker hätte sein müssen, bald wieder der Sachverständiger der Textilwarenbranche und was nicht noch alles. Ganz vergrißelt ging, nein, geisterte er umher. Der Elefant, der den Puppenwagen zog, war eine Maus geworden, die sich anstrengen mußte, einen Möbelschrank in Gang zu bringen. Wo war der Eierschubverein?

(Schluß folgt.)

# Gebirgs-Blüten.

Unterhaltungs-Beiblatt zur „Waldenburger Zeitung.“

Nr. 192.

Waldenburg den 18. August 1921.

Bd. XXXXVIII.

## Trödlergasse Nr. 4.

Kriminal-Roman von Erich Eckenstein.

Nachdruck verboten.

(2. Fortsetzung.)

"Ja. Aber sie ist seit Jahren verstorben. Im Kabinett durch den Waschtisch, hier durch den Kleiderschrank."

Der Kommissar wünschte das Kabinett trotzdem zu sehen und man begab sich dorthin.

Eine flüchtige Untersuchung ergab, daß der Waschtisch offenbar wirklich seit Jahr und Tag nicht von der Stelle gerückt worden war, denn Staub und Spinnweben dahinter ließen die Tapetentür kaum mehr erkennen. Sie war versperrt und ohne Schlüssel.

Sonst befand sich in dem Kabinett nichts Bemerkenswertes als zwei hohe Reisekoffer, die sehr schwer schienen.

"Sie enthalten Herrn Silbans Kleider und Wäsche", erklärte die Pelzhändlerin. "Ich konnte ihm keinen Schrank dafür geben, da ich keinen mehr besitze, aber er meinte, die Koffer täten es ja auch."

Dies war alles, was sich für den Augenblick ermitteln ließ. Da aber morgen unter Führung des Untersuchungsrichters ja ohnehin eine Gerichtskommission den Tatort noch einmal besichtigen würde, ordnete der Kommissar alles Nötige für die Wegschaffung der Leiche an, ließ die Zimmer versiegeln und entfernte sich dann mit seinen Leuten.

Die Pelzhändlerin verließ ihre Wohnung gleichzeitig mit ihm, um sich für die nächsten Tage unten bei der Hausbesorgerin einzunquartieren. Denn um keine Welt würde sie auch nur eine Stunde länger allein an einem Ort bleiben, wo so Schreckliches sich begeben.

Heute noch würde sie an ihre auf dem Lande wohnende Schwester schreiben und eine von deren Töchtern bitten, zu ihr zu ziehen. Oher betrete sie ihre Wohnung nicht wieder.

### 3. Kapitel.

Die Behörden gaben sich alle Mühe, um den Fall aus der Trödlergasse so rasch als möglich aufzuklären. Ein Heer von Beamten wurde in Bewegung gesetzt, unermüdlich bis in die Nacht hinein arbeitete das Telefon, wurden Berichte entgegengenommen und Leute vernommen, von denen man Aufklärung zu erhalten hoffte.

Aber was dabei an Tatsachen ermittelt wurde, war so seltsam und unbegreiflich, daß man schließ-

lich nicht mehr wußte, was man davon halten sollte.

Da die ermordete Lehrerin das Zimmer in der Trödlergasse nur genommen hatte, um ihre Klassenhefte in Ruhe korrigieren zu können, "da daheim so viele Geschwister sie dabei störten", war man natürlich zuerst bemüht, ihre eigentliche Wohnung aufzufinden, um die Angehörigen verständigen zu können.

Diese Wohnung sollte, wie Helene Mengstler der Pelzhändlerin bei der Aufnahme des Zimmers gesagt hatte, "ganz nahe" sein.

Aber es ergab sich, daß im ganzen Bezirk keine Familie Mengstler wohnte, ja der Name in den Wohnungslisten gar nicht vorkam. Erst eine Anfrage beim Meldeamt der Polizeidirektion ergab, daß am anderen Ende der Stadt eine Helene Mengstler wohne, die tatsächlich städtische Volksschullehrerin war.

Doch besaß sie keine Angehörigen, sondern wohnte als Mieterin bei einer Witwe namens Rosa Buria, Landongasse 16.

Die Frau wurde noch am selben Tage vorgeladen, denn die Polizeidirektion teilte gleichzeitig mit, Frau Buria habe heute, morgens, in bezug auf ihre Mieterin die Abgängigkeitsanzeige erstattet.

Inzwischen förderte eine Durchsicht der vorgefundenen Schulhefte die merkwürdige Tatsache zu Tage, daß die Hefte alle völlig unbeschrieben und neu waren, also offenbar nur Dekorationszwecken hatten dienen sollen.

Kommissar Müllner begriff das Ganze immer weniger. Weshalb hatte Helene Mengstler so weit von ihrer eigentlichen Wohnung entfernt unter falschen Angaben ein Zimmer gemietet? Was tat sie darin, da das Korrigieren von Heften doch nur ein Vorwand gewesen? Eine Liebesgeschichte schien nach den Angaben der Hausleute in der Trödlergasse, die sie nie in Begleitung eines Mannes gesehen hatten, ja ausgeschlossen.

Er hoffte, darüber von ihrer Quartiergeberin Auskunft zu erhalten, sah sich aber darin abemals getäuscht.

Frau Buria, die Witwe eines Installateurs, die gegen Abend erschien, befand sich in großer Erregung und schien ihrer Mieterin sehr zugetan.

Als man sie vor die Leiche der Ermordeten führte, besah sie diese, ihr Entsetzen tapfer nieder kämpfend, mit großer Gründlichkeit, prüfte jedes Stück der Bekleidung und erklärte dann auf das Bestimmteste, die Tote sei ihre verschwundene

Mieterin, Helene Mengstler. Jeder Irrtum sei ausgeschlossen trotz der Unkenntlichkeit der Gesichtszüge.

„Aber wie erklären Sie sich, daß Ihre Mieterin sich noch ein zweites Zimmer mietete?“ fragte der Kommissar.

„Ich kann es mir auf gar keine Weise erklären!“

„Fräulein Mengstler gab an, daheim keine Ruhe zur Arbeit zu haben, weil mehrere Geschwister vorhanden seien!“

Die Buria zuckte ratlos die Achseln.

„Du lieber Gott — Geschwister! Das arme Mädchen besaß ja auf der weiten Gotteswelt niemand mehr als mich, die sie als zweite Mutter betrachtete. Mit ihrem Bruder, der, wie schon früher die Eltern, auch an Lungenschwindsucht starb, verlor sie ihren letzten Verwandten. Und keine Ruhe bei mir? Wo sollte es wohl ruhiger sein als in unserer stillen Gasse? Noch dazu ging Helenens Zimmer rückwärts in einen Garten hinaus!“

„Sie kennen Fräulein Mengstlers Familienverhältnisse näher?“

„So gut wie meine eigenen. Das Mädchen stand ganz allein auf Erden, seit die Eltern und der Bruder an Lungenschwindsucht starben. Auch sie war lungenkrank und ich fürchte, alt wäre sie keinesfalls geworden, selbst wenn sie den Arbeitsplatz in Alland bekommen hätte, auf den sie Hoffnung hatte.“

„Wie lange wohnte sie bei Ihnen?“

„Drei Jahre. Gleich nach dem Tode des Bruders zog sie zu mir und schloß sich in ihrer Verlassenheit sehr herzlich an mich an. Auch ich hatte sie lieb. Man mußte ihr ja auch gut sein, so sanft und bescheiden, wie sie war!“

„Besatz sie einen größeren Bekanntenkreis?“

„Gar nicht. Erstens war sie ja durch ihren Beruf, den sie sehr gewissenhaft nahm, viel in Anspruch genommen und zweitens war sie überhaupt am liebsten nur für sich. „Es kommt nichts heraus dabei“, sagte sie öfter, „als Klatschereien und Enttäuschung. Ich stehe mir sehr gut mit den Kolleginnen, aber Freundschaft pflege ich mit keiner.“ Erst in der letzten Zeit machte sie davon eine Ausnahme. Da traf sie nämlich, wie sie mir erzählte, zufällig eine ehemalige Schulfreundin wieder, von der sie dann stets mit großer Begeisterung sprach. Sie trafen sich, wie ich glaube, auch ziemlich häufig in einer Konditorei der inneren Stadt.“

„Wie heißt die Dame?“

„Das weiß ich nicht. Helene nannte ihren Namen nie. Sie sagte bloß immer: „Meine Freundin.“ Sie erzählte mir, die Freundin sei aus sehr reichem Haus, aber trotzdem nicht glücklich. Sie hätten einander ihre Herzen ausgeschüttet und die Freundin wolle es ihr ermöglichen, für ein paar Monate nach Alland zu gehen, um

ihre Lunge auszuheilen. Tatsächlich war sie für 1. Oktober dort bereits angemeldet. Helene freute sich unsinnig darauf und ihre Dankbarkeit gegen die Freundin war grenzenlos und wirklich rührend. . . .“

„Das alles bringt uns der Lösung des Rätsels, weshalb die Mengstler in der Trödlergasse ein Zimmer mietete und wer sie dort ermordete, nicht näher“, unterbrach der Kommissar die Sprecherin etwas ungeduldig. — „Denken Sie lieber nach, ob die Tote Ihnen nie von einem Feind sprach, den sie hatte?“

„Nein! Wie sollte sie auch zu Feinden kommen? Ich bin überzeugt, daß sie auf der ganzen Welt keinen besaß.“

„Dann aber vielleicht einen — Liebhaber?“

„Gott behüte! Das erst recht nicht! Männer existierten gar nicht für sie!“

„Sie wußten vielleicht nur nichts davon? Mädchen sind darüber oft sehr verschlossen.“

„Nein, nein, daran ist gar nicht zu denken! Sie würden gar nicht auf solche Gedanken kommen, Herr Kommissar, wenn Sie die Helene gekannt hätten!“

„Hm — wer weiß? Wir von der Polizei erleben in diesem Punkt die merkwürdigsten Ueberraschungen, kann ich Ihnen sagen!“

„Bei Helene ist jede derartige Vermutung ausgeschlossen.“

„Und doch wäre alles nur auf diese Weise zu erklären: Sie mietete das Zimmer, um hier heimlich mit einem Liebhaber zusammenzutreffen, der vielleicht dann ihr Mörder wurde. Daß Sie nichts davon wußten, beweist nichts. Fräulein Mengstler hinterging Sie ja auch in Bezug auf das Zimmer in der Trödlergasse. Warum verschwieg sie Ihnen das, wenn es sich um eine harmlose Sache handelte?“

Die Buria starrte bestürzt vor sich hin.

„Hat man denn im Haus dort etwas bemerkt?“ stammelte sie endlich verwirrt.

„Die Leute in der Trödlergasse behaupten — nein! Aber das bedeutet schließlich nichts, wenn man die Verhältnisse dort in Betracht zieht. Die Parteien der Mansardenzimmer sind beruflich tagsüber viel zu beschäftigt, um Zeit zur Beobachtung etwaiger Besucher des Hauses zu haben.“

Die Pelzhändlerin, Frau Winnetal, aber steckt unten in ihrem Loch von Magazin und ist meist durch Kunden in Anspruch genommen, außerdem kurzfristig. . . .“

„Und die Hausbesorgerin?“

„Geht vormittags in die Bedienung und besorgt daher nachmittags ihre Einkäufe. Sie ist ihrer eigenen Aussage nach um die Zeit, da die Mengstler gewöhnlich kam, meist nicht daheim. Zudem ist der Hausflur so düster, daß man schon gut aufpassen muß, um Leute kommen und gehen zu sehen, die nicht gesehen sein wollen!“

Frau Buria atmete wie befreit auf. Dann sagte sie, dem Beamten fest in die Augen blickend, sehr bestimmt:

„Ich bin ja nur eine einfache Frau, Herr Kommissar, und verstehe mich nicht auf seine Kunststücke. — Das aber verstehe ich: Die Leute in der Trödlergasse haben weder etwas Ehrenrühriges von Helene Mengstler behauptet, noch beobachtet. Also meine ich, man sollte der armen Tote nicht noch mit Gewalt Schlechtes ins Grab nachsagen wollen! Ich kann mir ja selbst nicht erklären, wie alles zusammenhängt, aber ich weiß, daß Helene nie und nimmer etwas Unwürdiges tat! Sie war ein braves, anständiges Mädchen und der liebe Gott hat sie wohl nur zu sich genommen, weil sie zu gut war für diese schlechte Welt! Dabei bleibe ich, was immer die Behörden jetzt auch nachträglich über ihr Leben herausbringen mögen!“

Damit war das Verhör der Installateurswitwe beendet.

#### 4. Kapitel.

Inzwischen hatte Frau Karla Salcher-Undermatt und Bitty den Nachmittag auf Schloß Billerstein verbracht und es war später als sonst geworden, ehe man an den Aufbruch dachte.

Man unterhielt sich heute eben noch angeregter als sonst — wenigstens hatte Bitty sich dies bisher eingeredet, die in einer seltsamen ihr selbst kaum zum Bewußtsein kommenden Aufgeregtheit unerschöpflich in stets neuen Einfällen und Vorschlägen die Unterhaltung der andern beinahe allein auf sich nahm.

Wie funkelndes Geschmeide warf ihr Temperament blickende Lichter über die kleine fröhliche Gesellschaft, die sich in Ilse's weikem Musiksalon vergnügte, während die älteren Herrschaften drüben im roten Salon der Baronin plaudernd beisammen saßen.

So ausgelassen lustig hatte selbst Ilse die Freundin nie gesehen. Und was sie alles konnte! Gesichter schneiden wie ein Gassenjunge, die neuesten Chansons singen, erotische Längen aufführen und alle bekannten Persönlichkeiten der Stadt karikieren! Halb tot lachten sie sich heute über Bittys Einfälle.

Als Ilse dann beim Abschied, sie stürmisch auf die heißen Wangen küssend, ihr begeistert zuflüsterte: „Gimmlich warst Du heute, Bitty! Hast Dich selbst übertroffen! Und wie viel Talente stecken in Dir, Madam! Du kannst ja eine ganze Gesellschaft allein unterhalten, wie Du heute bewiesen hast“, da ging Bittys Blick verloren an ihr vorüber und sie murmelte zerstreut: „So? Mir war aber eigentlich gar nicht lustig zu Mut. . .“

Nun fuhr sie schweigend neben der Mutter im Auto hin durch die sternfunkelnde Nacht.

Was hatte sie eigentlich heute so toll sein

lassen, daß sie sich selbst immer nur steigerte und den andern solch Hansnarren vormachte? Das war doch sonst nicht ihre Art.

Waren es die zwei ersten grauen Männeraugen, die beständig auf ihr ruhten und ihr überallhin folgten?

Seltfame Augen, die dieser Dr. Heibloff besaß! Klar und durchdringend, als könnten sie einem bis auf den Grund der Seele blicken. Das aber eben wollte Bitty nicht dulden!

Und plötzlich wußte sie, was sie heute erst gereizt, dann empört und zuletzt in diese närrisch aufgeregte Stimmung hineingekehrt hatte: Dieser Dr. Heibloff war schuld daran! Was hatte er sie so anzustarren, der freche Patron? Sie kannte ihn ja kaum! Vor knapp zwei Wochen war er das erste mal im Billerstein'schen Kreise erschienen, von Ilse als „mein Better Fritz, Untersuchungsrichter Dr. Heibloff“ vorgestellt. (Fortsetzung folgt.)

## Die Steuererklärung.

Eine kuriose Geschichte von Anna Lahr.

(Nachdruck verboten.)

Die beiden jungen Menschen gingen froh in den leichten Frühlingsregen hinein, von dessen schon seltsamer fallenden Tropfen das junge Laub des Parks hier und da leicht benetzt wurde.

„Inge!“

„Heinz!“

Und dann zwischen zwei Küßen: „Inge, ich möchte einmal etwas ganz Ungewöhnliches für Dich tun!“

Wie ein großer Junge, der von Rittern träumt, dachte Inge entzückt.

Aber Inge war im Grunde ein ungemein zielbewußtes Mädchen, viel zielbewußter, als der leider etwas irreführende Schimmer ihrer märchenblauen Augen vermuten ließ.

„Heinz!“ sagte sie weich, „Du kannst etwas für mich tun!“

„Sage, was?“ Eine stürmische Freude erfaßte ihn. Er war noch jung.

Sie sah ihn innig an. Und dann sagte sie in dem Ton, der ihn immer ins Herz traf:

„Mach mir meine Steuererklärung!“

Heinz war es, als hätte er einen Stoß bekommen, einen un erwarteten Stoß. Diese Antwort in diesem Augenblick! Wie das Weib schwunglos ist, wie es zu Boden zieht! Jedes Weib! Auch Inge, seine Inge! Das Größte für sie zu tun, war ihm eben recht gewesen. Und sie konnte von einer Steuererklärung sprechen!

Inge fühlte seine Verstimmung, wenn sie ihren Grund auch nicht begriff.

„Ich dachte es mir“, sagte sie gekränkt.

„Was dachtest Du Dir?“

„Daß es Dir zuviel Mühe sein würde!“ entgegnete sie empfindlich.

„Zu viel!“ rief Heinz in maßlosem Stutzen. Nein, sicher, das Weib kann nie ermessen, was für ein Verbrechen am Manne es begeht, wenn es zu wenig von ihm fordert. Seine Ranne schlug jäh an: Mitleid mit mädchenhafter Hilfsbedürftigkeit erfüllte ihn, den Stutzen. „Zu viel, Kind? Nein, zu wenig!“ Und er lachte hell auf.

Noch etwas unsicher sah sie von der Seite zu ihm hin. „Also, ja? Du willst es für mich tun? Heinz,

Der Kredit von 20 Millionen Dollar, den die amerikanische Regierung für die Abrüstungskonferenz gefordert hat, wird für eine zweimonatliche Dauer der Konferenz ausreichen. Sollte die Konferenz längere Zeit dauern, so müßten neue Kredite angefordert werden. Es steht bereits fest, daß jeder Staat, der an der Konferenz teilnimmt, seine Rechnung selbst wird bezahlen müssen.

#### Die ewig unzufriedenen Franzosen.

Basel, 17. August. Nach einer Meldung des „Echo de Paris“ wird erklärt, daß die Abrüstung Deutschlands eine unzureichende Garantie sei, weil Deutschland in fünf Jahren seine Waffenfabrikation wieder aufnehmen könne. Lloyd George kimmerte sich in keiner Weise um Frankreichs Sicherheit. Man habe feststellen können, daß Deutschland seine Zahlungen nur unwillig leistet.

#### König Peter von Serbien.

Belgrad, 17. August. König Peter von Serbien ist heute nachmittags nach längerer Krankheit gestorben. Infolge des Ablebens des Königs, des ersten Königs der südslawischen Nachfolgestaaten, der Serben, Kroaten und Slowenen, tritt die Verfassung der am 28. Juni d. J. angenommenen Verfassung in Kraft, wonach der seit dem Jahre 1914 als Stellvertreter des Staatsoberhauptes fungierende Prinz Alexander Nachfolger des verstorbenen Königs wird. Die Nationalversammlung wird spätestens am 26. August zusammentreten, um die feierliche Gedenkfeier König Alexanders entgegenzunehmen. König Alexander befindet sich auf dem Wege nach der Hauptstadt.

Peter I., der älteste Sohn Alexanders und seiner Gemahlin Persida Nenadovitch, wurde am 29. Juni 1844 in Belgrad geboren. Nach Vertreibung seiner Familie aus Serbien (1868) folgte er seinen Eltern zunächst nach Österreich und erhielt später seine Erziehung auf dem Lyzeum St. Barbe in Paris. Dann trat er in die Offizierschule in St. Cyr ein, auf der er 1867 seine Abschlussprüfung bestand. Er setzte seine militärischen Studien auf der Generalschule in Paris fort und beteiligte sich am Kriege 1870/71 im 18. französischen Armeekorps als Kapitän der Fremdenlegion. 1888 vermählte er sich mit Prinzessin Jovka, einer Tochter des Fürsten von Montenegro. Als am 11. Juni 1903 der junge König Alexander von Serbien mit seiner Gemahlin Draga Maschin in Belgrader Schloß ermordet wurde, riefen die Verbündeten der Prinzen Peter zum Könige aus. Bald darauf erfolgte auch dessen Krönung. Seine sehr freundschaftliche Haltung zu den Mördern seines Vorgängers und in der Affäre des Mordes von Sarajewo lassen ihn als Menschen in einem zumindest nicht zweifelhaften Lichte erscheinen.

#### Bunte Chronik.

##### Bereitetes Attentat auf einen Güzug.

Wie die „Dortm. Ztg.“ berichtet, ist in der Nacht zum Freitag auf den Güzug Paderborn-Deuz in der Nähe von Geseke ein Attentat verübt worden. Die Attentäter hatten die Taschen von den Schienen entfernt, die Schienen gelodert und über das Gleis gelegt. Beim Herannahen des Zuges mußten die Attentäter etwas überstürzt den Damm verlassen haben, denn sie ließen eine Laterne zurück. Dies bemerkte der Lokomotivführer und brachte sogleich den Zug zum Halten, was unmittelbar vor der Attentatsstelle geschah, so daß unberechenbar schweres Unheil verhütet wurde. Zugbesatz suchte sofort die Gegend ab, doch konnten sie im nächsten Dunkel nichts von den Übeltätern entdecken. In dem Eisenbahnzuge sollen größere Geldsummen vermutet worden sein, auf die es die Täter abgesehen hatten.

#### „El em la.“

In der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins erzählt Doktor Karl Salkmann-Kemisch folgendes Kriegserlebnis: Es war bei einem Vormarsch im Frühjahr 1918. Die leichte Munitionskolonne, die ich führte, war zu einer Last neben der Landstraße aufgefahren, und wir frühstückten behaglich. Plötzlich eine Staubwolke: der neue Divisionskommandeur. Also schnell weg mit dem Butterbrot, aufs Pferd, herangejagt und gemeldet: „Hauptmann A. von der el em la 1234. Marsch auf dem Wege nach B.“ Darauf einige freundliche Fragen des Generals und zum Schluß: „Noch ein Wort, Herr Hauptmann! Sie haben eben gemeldet: El em la. Warum sagen Sie nicht: leichte Munitionskolonne? Diese paar Sekunden mehr haben wir auch noch im Kriege übrig. Durch diese Aufkürzungen findet sich kein Deibel mehr durch. Also bitte deutsch sprechen! Na, nichts für ungut! Guten Morgen, Herr Hauptmann!“ „Guten Morgen, Herr General!“ — Fehn Minuten darauf wieder eine Staubwolke: der neue kommandierende General. Also derselbe Vorgang und dieselbe Meldung, aber diesmal mit dem vollen Wortlaut: Leichte Munitionskolonne. Wieder einige freundliche Worte des hohen Herrn und zum Schluß: „Ah, mein lieber, noch eine Kleinigkeit. Sie haben vorher gemeldet: Leichte Munitionskolonne. Warum erzählen Sie mir denn einen ganzen Roman? Man sagt einfach: el em la. Das versteht jeder Mensch und man spart wertvolle Zeit. Also bitte etwas kürzer! Na, nichts für ungut! Guten Morgen, Herr Hauptmann!“ — „Guten Morgen, Excellenz!“

#### Aus dem Musikleben.

##### Sechstes Sinfoniekonzert der Kapelle in Bad Salzbrunn.

Ueber dem ersten Teil des für diese Saison letzten Sinfoniekonzerts der Kapelle am gestrigen Mittwoch wehte Mozarts Geist. In der G-moll-Sinfonie, dem aus der Reihe der 49 Sinfonien des Wiener Altmeisters mit am meisten gespielten Werk, wird das Ohr vor keine Probleme gestellt, und doch erkennt der Musikkundige in ihm ein architektonisches Meisterstück. Leichter Sinn, hübsche Grazie und keusches Glücksgesicht sprechen aus den vier Sätzen des Werkes, die angenehm sind, nach einem arbeitsreichen Tagwerk den Geist zu erquickender, traumverlorener Ruhe kommen zu lassen. Musikdirektor Kaden war offensichtlich bemüht, mit Feinheit und Deutlichkeit die thematischen Gedanken der Sinfonie herauszubringen. Er fand aber im Orchester nicht an allen Stellen die Masse, die sich willig formen und fügen und zu einer einheitlichen Leistung führen läßt. Das Fehlen an ausreichenden Proben mag bei dem großen Tagesprogramm der Kapelle hier wohl die Hauptschuld tragen.

Mozartisch war auch das an zweiter Stelle des ersten Konzerts stehende D-dur-Konzert für Cello und Orchester von Joseph Haydn.

Hektor Berlioz bildete mit drei sinfonischen Studien aus „Fausts Verdamnis“ den dramatischen Ausklang des Abends. Der geniale Franzose bietet im Zerküßter- und Sylphentanz programmatische Tonmalerei in Reinkultur, und die Kapelle vermochte dazu die erforderlichen Farben noch zu geben. Im „Ungarischen Marsch“ war das Mozart-Orchester für das Raffinement der von Berlioz beliebten überaus feinen Instrumentalwirkungen schon weniger ausreißend. Immerhin gab dieser Satz nach dem fast anschließenden Einstellen des Abends etwas von dem musikalischen Sturmwind der neueren Zeit.

Mit Haydns D-dur-Konzert stellte sich dem Hause ein junger Cellist vor, ein starkes Talent, ein Verdener, aber noch kein Meister. Kurt Hofmann aus Rattowitz ist gewiß ein Musiker — das gute dankliche Nachfühlen bei Haydn bewies es — und ein Techniker, der über die Feinheiten des Virtuositums schon reichlich Bescheid weiß; die Kultur seines Spiels ist aber noch nicht soweit gediehen, um voll befriedigen zu können. Vielleicht trägt auch das Instrument des Cellisten schuld an manchem Eindruckslösen. So wollte es beispielsweise in den unteren

Sagen nichts Neues von sich geben. Der Hörerschaft gefiel Hofmann, nach dem reichen Beifall zu schließen, ausgezeichnet, und das sei für einen jungen Virtuosen der Aufstieg zur Höhe echter Künstlerkraft. In seinem Bruder Fritz Hofmann fand der Cellist bei zwei Sätzen von Gai und Popper einen verständigen Klavierbegleiter. K.

#### Letzte Telegramme.

##### Weitere Besprechungen in Berlin.

Berlin, 18. August. Der Reichskanzler hatte gestern, den Morgenblättern zufolge, längere Besprechungen mit einzelnen Parteiführern, insbesondere mit den Vertretern der Deutschen Volkspartei und der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei über die innen- und außenpolitische Lage. Die für gestern nachmittag in Aussicht genommene Kabinettsitzung hat nicht stattgefunden.

##### Schaffung einer Reichskriminalpolizei.

Berlin, 18. August. Unter den neuen Gesetzesvorlagen, die dem Reichstag zugehen werden, befindet sich laut „Deutscher Allgemeiner Zeitung“ auch ein Gesetzentwurf, betreffend Schaffung einer Reichskriminalpolizei, die eine möglichst scharfe Bekämpfung des Ueberhandnehmens des Verbrechertums bezweckt.

##### Die neue Polizeistunde.

Berlin, 18. August. Die Besprechungen zwischen Vertretern des Reiches und Preußens über die neue Polizeistunde haben den Morgenblättern zufolge zu dem Resultat geführt, daß das Reichsministerium des Innern eine Verordnung angefertigt, die folgenden Inhalts herausgegeben wird, die Preußen unverändert übernehmen und durchführen wird: Es wird den Ländern zwecks einheitlicher Regelung der Polizeistunde anheimgelassen, die Polizeistunde für Cafés, Gast-, Speise- und Schankwirtschaften regelmäßig auf 12 Uhr, einmal in der Woche auf 1 Uhr nachts, festzusetzen. Für gewisse Bezirke, z. B. Großstädte und Bäder, wo ein Bedürfnis nachweisbar ist, können die Ortspolizeibehörden eine Verlängerung der Polizeistunde auf 1 Uhr auch an den übrigen Tagen in Aussicht nehmen. Die Festsetzung des Zeitpunktes des Inkrafttretens dieser Regelung steht noch aus.

Wäsche, wasche dich selbst, das ist das Leitmotiv des Waschprozesses mit Persil! Dieses erstklassige selbsttätige Waschmittel, dessen Zusammenfassung auf wissenschaftlicher Grundlage beruht, macht alle anderen bisher gebräuchlichen Waschmittel, wie Seife, Seifenpulver, Chlor, Soda usw., entbehrlich und darf mit diesen in keiner Weise verwechselt werden. Während bei den bisherigen Waschmethoden die Wäsche — namentlich durch das Reiben und Bürsten — mehr oder weniger angegriffen werden, schon Persil die Wäsche außerordentlich, da es Schmutz, Fett und Flecken aller Art spielend löst, aber das Gewebe absolut nicht beschädigt. Besonders vorteilhaft macht sich dieser Umstand bei feiner Wäsche, Spitzenstoffen usw. bemerkbar, die in Persillauge nur eine gewisse Zeit zu ziehen brauchen, um sie tadellos zu reinigen. Es kann daher der Gebrauch dieses Waschmittels, das heute schon wieder millionenfach angewendet wird, nicht dringend genug empfohlen werden. Man wird alsdann zu der Ueberzeugung gelangen, daß es jede andere Waschmethode übertrifft. Man erhält Persil in allen einschlägigen Geschäften, Kolonialwaren-, Drogen- und Seifenhandlungen wieder in bewährter Friedensqualität.

##### Wettervorhersage für den 19. August:

Zunehmende Bewölkung, veränderlicher Wind, Abkühlung, strichweise Niederschläge.

Druck u. Verlag Ferdinand Dornel's Erben (Geschäftsleitung: O. Dietrich). — Verantwortlich für die Schriftleitung: B. Müns, für Kasse und Inserate: G. Anders, sämtlich in Waldenburg.

#### Danksagung.

Für die vielen Beweise aufrichtiger Teilnahme bei dem Heimgangs unseres lieben Vaters, Schwiegervaters, Großvaters, Schwagers und Onkels,

des Rentiers

**Heinrich Ansorge,**

sagen wir allen unseren herzlichsten Dank. Besonderen Dank Herrn Pastor prim. Born für seine trostreichen Worte am Grabe, sowie dem Krieger-, Gesang-, Männer- und Jünglingsverein. Herzlichen Dank für die zahlreichen Kranzspenden und allen denen, die dem teuren Entschlafenen das letzte Geleit gegeben haben.

Dittersbach, den 16. August 1921.

Die trauernden Hinterbliebenen.

#### Verheirateter Arbeiter

kann sich melden bei  
**Max Fleischer's Nachf.,**  
Töpferstraße 20.

#### Jüngeres Dienstmädchen

für häusliche Arbeiten, bei guter Behandlung, guter Kost u. entsprechendem Lohn, für 1. Septbr. gesucht. Beding. durchaus ehrlich.

Frau Teuber,  
Weißstein, Flurstraße 1.

#### Ein kräftiges, ehrliches Dienstmädchen

sobald gesucht  
Barbarastrasse 20, links.

Für meinen Haushalt in dauernde Stellung tücht. sauberes

#### Mädchen

zu mögl. baldigem Eintritt gesucht.  
Frau Clara Krüger,  
Gartenstraße 26.

Getrocknete Kartoffelschalen  
kauft Kuhn, Kirchplatz 4, II.

#### Eine Wirtin,

ohne Anhang, ältere Person, sucht zum baldigen Eintritt  
**A. Titze,** Tischlermeister,  
Am Zandorf bei Freiburg.

1 große Bettstelle u. 1 Teppich  
zu kaufen gesucht. Angebote  
unter  
F. Z. in die Geschäftsst. d. Ztg.

Ein sehr gut  
erhaltener Sportwagen  
mit Plane und eine große Wiege  
zu verkaufen. Wo? sagt die Geschäftsstelle dieser Zeitung.

**Geld** zu jedem Zwecke an Leute jeden Standes, in jeder Höhe, reell, diskret.  
Heldack, Breslau, Glogauer Straße 15.

#### Kleine Anzeigen

wie:  
Geldgesuche und Angebote,  
Verkäufe, Kaufgesuche,  
Stellengesuche und Angebote  
usw. usw.  
finden in der  
„Waldenburger Zeitung“  
zweckentsprechende Verbreitung!

In diesen Tagen der höchsten Spannung und gespanntheit dreht sich das finnen und trachten, das nützen und hoffen aller vorsegenen, um einen einzigen

**R. O. S.** **D. B. H.**

Und Du?

Wie Du retten und helfen kannst, erfährst Du übermorgen.

in 'Miaa auho go jahagab go 'Biaqen go hoh go 'Piaa go mau go

## Gasthof zur „Stadt Friedland“.

### Ausschank von Schultheiß-Bier.

### Große Auktion.

Sonnabend den 20. d. Mts., vormittags 9 Uhr, werde ich im Auktionslokale Ecke Ring, Eingang Wasserstraße:

1 Bettstelle mit Matr., 1 Bettstelle, 2 Chaiselongues, 1 Sofa, 1 Wäscheschrank, 2 Grammophone, Tische, Stühle, Bilder, Schuhe, Haus- und Küchengerät, 1 Damenmantel, 1 Sommerüberzieher u. v. a. m.

öffentlich meistbietend gegen Barzahlung versteigern. Die Sachen sind gebraucht. Besichtigung 1/2 Stunde vorher.

**Richard Klenner, Auktionator.**

Sachen zur Auktion nehme ich täglich Gottesberger Str. 8 an. Telephon 766.

## Frühkartoffeln

sind waggonweise abzugeben.

**Becker, Kartoffelhandlung,**  
Brieg, Breslauer Str. 1.

### Nieder Herrmsdorf. Pflichtfeuerwehr.

Montag den 22. August 1921, nachmittags 6 Uhr, findet auf dem Übungsplatz beim Feuerwehrdepot (Mitteldorf) eine Übung der Reserve-Kolonie Nr. 8 statt.

Nieder Herrmsdorf, den 15. 8. 21. Gemeindevorsteher.

### Ein älterer Bürogehilfe

mit schöner Handschrift wird gesucht, welcher mit allen Arbeiten der Amts- und Gemeindeverwaltung vertraut sein muß.

Anstellung erfolgt sofort auf Privatdienstvertrag und gegen Tarifentschädigung.

Bezeugnisse sind mir vorzulegen.

Weißstein, am 18. August 1921.

Der Amts- und Gemeinde-Vorsteher.  
Moch.

## Laden

mit oder ohne Wohnung in Waldenburg oder Umgebung

gesucht.

Offerten unter Chiffre T. R. in die Geschäftsst. d. Ztg. erbeten.

**Pflegestelle** für ge-

geweckten, böh-

rischen Knaben

„Pflege“ i. d. Gesch. d. Ztg.

## Schulden,

die mein Mann macht, bezahle ich nicht. Frau Emilie Menzel, „Kaiser-Friedrichshöh“, Dittersb.

**Fremdenlisten** für Hotels, Gasthäuser etc. sind vorrätig in Buchdruckerei Ferdinand Domel's Erben.

## PATENT

Musterschutz  
Warenzeichen  
durch das Patentbüro Krueger,  
Dresden, Schloßstr. 21 (Altmarkt)  
Seit 1901 bekannt u. empfohlen. Rat  
u. Auskunft persönlich od. brieflich.

## Der Erfolg ist verblüffend!

Nehmen Sie nichts anderes als  
**Radikal-Wanzenmord**  
das sicherste und beste gegen  
**Wanzen und Brut**  
in Fl. zu 4.—, 5.— u. 6.— Ml.

Nur allein echt in der  
Schloß-Drogerie Ober Waldenburg.

## Gefiebt u. entstaubtes Pferdehäufel

hat laufend abzugeben  
Kartoffelstrohmfabr. Willenberg  
Fernspr. Schönau 22.

## Volks-Varieté, Gold. Schwert.

**Heute letzter Tag**  
das glänzende

## Eröffnungs-Programm

der Leipziger  
**Bravour - Sänger.**

Das muß jeder gesehen haben.

**Kleine**  
Eintrittspreise.

**Kurtheater Bad Salzbrunn.**

Freitag den 19. August 1921:

**Familie Schimeck.**

Schwank von G. Kadelburg.



**Breslauer Messe**  
4.-8. Sept.  
Bedeutendster  
Großmarkt des Ostens  
Günstigste  
Einkaufsgelegenheit  
Breslauer Messe  
Gesellschaft

## A. Geyer's Tanzschule.

Telephon 601. Waldenburg. Gartenstr. 3 a.

Der nächste Kursus für

## Tanz- und Anstandslehre

beginnt am Dienstag den 23. d. Mts., abends 7 1/2 Uhr,  
im Saale der „Stadtbrauerei“ in Waldenburg.  
Gelehrt werden alle üblichen und modernsten Tänze.  
Die Wintergirtel sind der kalten Säle und teuren  
Beheizung wegen weniger zu empfehlen als der hier an-  
gezeigte Herbstgirtel.  
Anmeldungen und Auskunft nur in der Wohnung.

## Bekanntmachung.

Am Sonnabend den 20. d. Mts., vormittags 10 Uhr, ver-  
steigern wir auf dem Hofe des ehemaligen Bezirkskommandos  
gegen sofortige Barzahlung:  
1 starkes Arbeitspferd,  
einen halbgedeckten Wagen,  
eine Rolle isolierten Starkstrom-Leitungsdraht,  
sowie eine Rolle blanken Kupferdraht,  
einen fast neuen Herrenanzug (mittlere Figur)  
und andere Kleidungsstücke mehr.  
Waldenburg, den 17. August 1921.  
**Kühnel, Wittwer,**  
städt. Vollziehungsbeamte.

## Mokkatin mit Bohnenkaffee

Das rein schmeckende Familiengetränk!  
Das Ideal einer jeden Hausfrau!

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften.

**Preis Mark 6.80 das Pfund.**

Vertreter für Waldenburg und Umgegend:

**Josef Wahner, Waldenburg i. Schl.,**  
Fernspr. 1086. Friedländer Straße 35. Fernspr. 1086.

## Drucksachen

werden in sauberster Ausführung  
bei zeitgemäßen Preisen  
angefertigt in der  
Buchdruckerei

**Ferd. Domel's Erben,**  
Waldenburg, Gartenstraße 1.